

Die Schweizer Schriftsteller in Paris

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **8 (1924)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postchekrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Küsnacht (Zürich). Druck: G. Feli, Bern.

Auf unsere dritte Rundfrage

in der letzten Nummer der „Mitteilungen“ sind fast beschämend wenig Antworten eingegangen. Man findet die Sache, wie uns schon bestätigt wurde, „recht nett“, nimmt sich wohl auch vor, „dann“ auch zu antworten und — verbummelt's. Und gerade diesmal hätte sich jeder beteiligen können und sollen; denn gerade in den Ausdrücken für Butter können wir nicht nur die mundartliche Mannigfaltigkeit, sondern auch den Kampf zwischen Mundart und Schriftsprache beobachten. Es sei daher der Schriftleitung ein kräftiger Stupf erlaubt. Die Fragen lauteten: Wie heißt an Ihrem Ort 1. die frische Butter? 2. die ausgelassene Butter? 3. Wie heißen die Pois verts? Und zwar bei jeder Frage a) bei den Alten? b) bei den Jungen? Man kann dabei wohl auch Berufsstände beobachten, wie Wirtsleute, Händler, Dienstmädchen. — Antworten bis Mitte Juli an Prof. Paul Dettli, Eichenstraße 9, St. Gallen.

Die Schweizer Schriftsteller in Paris.

Zogen da im Wonnemond gut zwei Duzend Schweizer Schriftsteller, darunter ganze fünf Alemannen, gen Paris, um, wie der Vorsitz der französischen Schriftstellervereins sie beim Empfange aufklärte, „eine in der ganzen Welt bewunderte Sprache und Literatur zu ehren“. Doch dieser Bericht stammt von Savas; so unverschämt wird Herr Lecompte seine Gäste nicht begrüßt haben. Sondern um, wie ein Teilnehmer erklärt — ja wozu denn? Das ist nicht so einfach, da muß man schon zweimal dran machen. Die Westschweizer gingen, um sich ihren Beitrag an die französische Literatur, der bisher immer vernachlässigt worden war, endlich einmal anerkennen zu lassen (wenigstens mündlich!) — ein ganz vernünftiges Unternehmen; sie haben's eben nötig. Das Gegenstück: daß deutschschweizerische Dichter im Reiche um Anerkennung ringen müßten, bloß weil sie Ausländer sind, ist zum Glück überflüssig; mit den herzlichsten Worten hat das seinerzeit (in seiner politischen Rede) Karl Spitteler anerkannt. Also dagegen wäre nichts einzuwenden. Aber was hatten die fünf Deutschschweizer (Faesi, Korrodi, Lienert, Moeschlin, Ryhner) da zu tun? Daß sie sich nicht einbildeten, sie werden in Paris gelesen, versteht sich bei so gescheiten Leuten von selbst. Sie gingen halt, wie einer von ihnen öffentlich berichtet, „um sich für die Welschen mitzufreuen“. Dazu genügten auf fast 20 Welsche 5 Deutschschweizer; wenn sie in Paris nun nur nicht glauben, die Zahlen

seien durch den „Proportio“ bestimmt worden! Und man denke sich wieder das Gegenstück: 25 Schweizer gehen nach Berlin, darunter 5 welsche, um „sich mitzufreuen“! Daneben wollten sie sich scheint's auch die Gelegenheit nicht entgehen lassen, „einige Herzenssachen so nebenbei den Franzosen in aller Courtoisie zuzustecken“.

Nun gab's also drei Tage lang „Gemütesturm und Vaterlandsgelag“. (Bekanntlich hat jeder gebildete Nichtfranzose zwei Vaterländer: das feine und — Frankreich.) Die armen Hirtenknaben hatten zwischenhinein allemal kaum Zeit, das Hirthemd mit dem Harnisch — ärgüß! den Cutaway mit dem Frack zu vertauschen und die weiße Binde kunstgerecht zu schlingen. Also zuerst der Empfang bei der Société des gens de lettres: Begrüßung durch Lecompte (s. o.), dann Antwort eines Welschen, Charly Clerc, der das literarische Recht der Westschweiz würdig vertreten haben muß, dann Rede des neuen Vorsitzers des schweizerischen Schriftstellervereins, Felix Moeschlin, „der, wie es sich ziemte, von unserer deutschen Art und Kunst sich kein Jota rauben ließ“. Das war schön von ihm, um so schöner, als es sehr schwierig ist, eine deutsche Rede aus lauter i oder j zu halten (Jota hieß das griechische i, der einfachste Buchstabe!), einen andern deutschen Laut hat er nämlich nicht gesprochen, alles andere war französisch. Daß die Umgangssprache in Paris das Französische war, ist natürlich, aber darüber kann man sich vielleicht doch streiten, ob es vom Gaste höflicher sei, die Sprache des Gastgebers zu sprechen oder dem Gastgeber soviel Höflichkeit zuzutrauen, daß er den Gast, wenigstens wenn dieser ausdrücklich im Namen seiner „Art und Kunst“ spricht, lieber gerade auch in der Sprache dieser seiner Art und Kunst sprechen höre. Daß eine deutsche Rede in diesem Kreise verstanden worden wäre, muß man doch annehmen, da ja Lecompte (nach Savas) im Namen der gefallenen und nicht gefallenen französischen Schriftsteller „an die schweizerischen Schriftsteller der vier Sprachen das Bekenntnis der Bewunderung Frankreichs für die schweizerische Literatur“ richtete. Oder war mit der vierten Sprache etwa nicht das Deutsche, sondern das Englische gemeint? Item — wir wollen dieser Frage nicht soviel Gewicht beimessen, sondern nur noch rasch fragen: Wenn unsere Schriftsteller dann einmal nach Berlin gehen, wie werden dann die welschen sprechen? Wichtiger als wie er gesprochen, ist was Moeschlin gesprochen; gewiß war es gescheiter, als was die „Nouvelles littéraires“ darüber berichten: das Theater der deutschen Schweiz sei ein Mundarttheater; die Bücher dagegen seien im allgemeinen „deutsch“ geschrieben;

aber mit Ausnahmen, z. B. habe „le romancier“ Jeremias Gotthelf in der Mundart des livres fort remarquables geschrieben! Die Zeitungen der Schweiz hätten großen Einfluß, aber auch die Dichter und unter diesen besonders Carl Spittler (so!), dont ici (z'Paris nämlich) nul n'ignore plus le nom — gewiß: le nom! nur daß die „Nouvelles littéraires“ ihn nicht richtig schreiben können. Daran ist natürlich Moeschlin nicht schuld und an den Mißverständnissen auch nicht, aber war es nicht vorzuziehen, wie schwach in Paris das Verständnis für unsere Verhältnisse ist? Selbst wenn man französisch spricht? — Der Tessiner Pometta sprach in seiner Muttersprache, der Rätoromane Peider Lansel wohl französisch.

Nach dem literarischen Empfang ging's ins Stadthaus zum politischen, denn wie das gemeint war, darüber war ein Zweifel nicht möglich. Man trieb ein Wesen mit dem Namen Spittler (ob der Bürgermeister Lalou von diesem mehr als höchstens die politische Rede gelesen?), aber daß man von französischer Seite nie den Namen Gottfried Keller hörte, findet sogar unser Gewährsmann etwas stark; ce romancier hat doch auch des livres remarquables geschrieben, freilich „nur deutsch“. — Abends war dann Empfang auf der schweizerischen Gesandtschaft, am andern Tag Mittagessen bei der Association Franco-Suisse, z'Bieri gab's Tee und Reden (u. a. von de Reynold und Korrodi) im Garten des Unterrichtsministers; abends war großes Festmahl bei Monsieur et Madame, nämlich (natürlich!) Poincaré, 200 Gedecke. (Unter den Schweizern soll die Frage nicht leicht zu lösen gewesen sein, wer rechts und wer links von obenerwähntem Monsieur „bezw.“ Madame sitzen dürfe. Das steht zwar nicht in der Zeitung, es soll aber doch wahr sein.) Das Schönste muß gewesen sein, daß auf diesem Höhepunkte des ganzen Verbrüderungsfestes — gar keine Rede gehalten wurde!, daß — wie der Berichtstatter bemerkt — „jeder seine Ueberzeugung unter der Zunge verbergen konnte“. Wenn der Zweck der Uebung das verlangte, war's wohl auch am besten so. Um so tapferer konnte man den guten Dingen zusprechen. Und eigentlich waren ja Reden in der Tat überflüssig; denn auf den Tellern stand in goldenen Lettern A. E., d. h. Affaires Etrangères! Aber hätte nicht zwischen poire und fromage der Urschweizer Meinrad Lienert wenigstens eins — jodeln können? Das wäre immerhin ein Sinnbild unserer nicht bloß 3—4sprachigen, sondern sogar übersprachigen Kultur gewesen. — Uebrigens scheint bei der „Regie“ in letzter Stunde etwas geändert worden zu sein; wenigstens hatte unser Professor de Reynold die Rede, die er im Garten des Unterrichtsministers gehalten hat, ursprünglich an den obersten Herrn selbst zu richten gedacht und sie in diesem Sinne der Semaine littéraire zum Druck gegeben (auch Schützenfestreden befinden sich ja meistens schon in den Händen der Berichtstatter, bevor sie gehalten werden), und einige Tage nach dem Feste konnte man dort lesen, wie de Reynold dem Monsieur le Président du Conseil gedankt habe für die Worte, „die Sie soeben gesprochen haben und an die sich unser kleines Land, das wir vertreten, mit der Verschiedenheit seiner Sprachen, der Einheit des Geistes, künftig erinnern wird, . . . die in uns den Stolz, Schweizer zu sein, in Wallung gebracht haben.“ Hatte de Reynold Poincarés Rede, die ihn dann nicht erreichte, vorher gelesen oder nur so angenommen, was der „öppe“ sagen werde? Aber warum hat der nicht gesprochen? Er soll sonst nicht übel trainiert sein drauf, und nicht nur für die Sonntage! — Vielleicht weil's zwei Tage nach den Wahlen war?

Am Mittwoch war man dann zuerst in der Nationalbibliothek, gegen Mittag im Odeon-Theater, und dann zum Abschiedsmahl wieder im französischen Schriftstellerverein, wo wieder gesprochen wurde, von unserm Welschen de Traz „freundlich, doch in Reserve“, von Faesi, der „die deutsche Schweiz der Gesellschaft so schmachhaft zu machen hatte als es ging“. Wie ging's? Lag die Schwierigkeit an der Gesellschaft oder an der deutschen Schweiz? Es scheint übrigens gar nicht übel gegangen zu sein. „Seine witzige und charaktervoll zum geistig vorwärtstrebenden Deutschland sich bekennende Rede hatte die guten Geister der Gesellschaft auf ihrer Seite.“ Sie wurde beklatscht und sein Französisch „freundlich belobigt“. Aber es scheint auch ungute Geister in der Gesellschaft gegeben zu haben, wenigstens war da der Pariser Haupt-, Erz-, Ober- und Ueberschweizer Dumur; es muß eine Zeitlang ziemlich ungemütlich gewesen sein; auch die Pariser Presse hatte für Faesis Offenheit nicht durchweg Verständnis. Man konnte natürlich nicht alle fünf Deutschschweizer reden lassen, aber es wäre doch von großem Reiz gewesen, wenn Max Rychner noch über Spittler gesprochen hätte, dessen Name ja mehrmals genannt wurde in diesen Tagen. Er war auch der einzige deutschschweizerische Dichter, aus dessen Werken vorgetragen wurde (in Uebersetzung!). Rychners Amtsgenosse Korrodi hatte den Dichter zum 70. Geburtstag begrüßt mit den Worten von „des Ruhmes dreifacher Fürstenkrone“, mit denen der Dichter selbst seinen Apoll begrüßen läßt; Rychner hat am Vorabend des 80. Geburtstages mit denselben hehren Worten jene Edith Landmann-Kalischer begrüßt, als sie den Dichter als Dichter zu „erledigen“ versuchte. Er hätte nun eine glänzende Gelegenheit gehabt, die offenbar völlig veralteten Ansichten der Franzosen von „Karl Spittlers poetischer Sendung“ zu berichtigen, so daß nur noch der Politiker geblieben wäre, was den meisten ja auch genügt hätte. Doch hat er wahrscheinlich diese „Herzenssache so nebenbei in aller Courtoisie“ der Frau Poincaré „zugesteckt“.

Zuallerletzt haben unsere Schweizer Schriftsteller auch noch einen Kranz niedergelegt am Grabe des „unbekannten Soldaten“ — nur logisch; sie waren ja auch vor zwei Tagen begrüßt worden u. a. „im Namen der 450 französischen Schriftsteller, die auf dem Felde der Ehre gefallen“.

Wir wollen die ganze Sache nicht schwerer nehmen als nötig, sondern sie ebenfalls „mehr fröhlich als pathetisch erledigen“. Die französische Öffentlichkeit scheint ihr auch keine große Bedeutung beigelegt zu haben; jedenfalls machen ihr die schweizerischen Fußballer mehr Eindruck als die schweizerischen Schriftsteller. (Es ist eben alles für etwas gut!) Für uns war wohl das Wertvollste, daß Faesi, der die Pflicht der Stunde erkannte und erfüllen wollte, sich zum Deutschtum bekannte; aber wenn man zu den veröffentlichten Berichten noch hört, was von Anfang an (bei den Einladungen schon!) und dann weiter alles gegangen ist, so muß man sich doch fragen, ob der Eindruck, den er hinterlassen, all den Rummel wert war. Statt der alten und zu den alten Miß- und Unverständnissen sind neue gekommen, der Gesamteindruck der deutschschweizerischen Seite des Unternehmens ist unerfreulich, und das hätte man doch wohl im voraus wissen können und darum besser unterlassen.

Es war eben keine bloße Privatsache der fünf Herren; es kann uns andern Deutschschweizern nicht gleichgültig sein, wie sich unsere Landsleute in unserm Namen zum und im Auslande verhalten. — Und dann werden wir uns doch auch ein wenig „mitfreuen“ dürfen?